

SCHOTTERGRUBE

Lorenz Graf
„einStein“

© 2024 Lorenz Graf

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

Printed in Austria

ISBN: 978-3-99152-260-7

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.
Dies gilt insbesondere für elektronische oder sonstige Vervielfältigungen, Übersetzungen, Verbreitungen und öffentliche Zugänglichmachung.

Prolog

Nach vielen Jahrzehnten hat man das längste Stück des Lebensweges hinter sich gebracht und denkt, dass einen nichts mehr überraschen kann.

Weit gefehlt!

Die Welt UM uns ist vielfältig und ebenso die Welt IN uns und sie ist immer bunt wie Schottersteine.

Die Geschichten beruhen alle auf wahren Begebenheiten und Erlebnissen. Sie führen die Leser von Andau im Burgenland nach Unterwaltersdorf in Niederösterreich und über Linz, Graz, Landeck nach Wien. Weiter begleiten sie die Interessenten in das Herz des Mühlviertels, nach Freistadt, um schließlich in Filzmoos im Pongau und in der Stadt Salzburg anzukommen.

Viel Erlebtes von damals wurde durch den Fluss der Zeit rundgeschliffen und als Verklärtes aus der Vergangenheit abgelagert.

So wie es Felsstückchen erging, die eckig und sperrig waren und durch fließendes Wasser mit der Zeit abgerundet und durch die Jahre als Schotter angehäuft wurden.

Manche dieser „Steine“ in der „Schottergrube des Lebens“ sind größer, andere kleiner, viele sind bunt, viele aber auch unschuldig weiß oder bedrohlich dunkel, manche bedeutend, andere unwichtig, einige lustig, andere nachdenklich. Zusammen zeigen sie die Fülle und Vielfalt des Lebens.

Die Geschichten reichen für ein ganzes Jahr. Für jeden Tag eine, außer an den lesefreien Tagen. Das sind alle Samstage und Sonntage, alle großen Feiertage zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, alle normalen Feiertage, alle Geburts- und Namenstage, alle Familienfeiern und die Urlaubstage, an denen der geschätzte Leser ja weniger Anspruchsvolles lesen kann.

Es bleiben 183 Geschichten, somit kann man einen Tag lesen, einen Tag ruhen und kommt so durch das ganze Jahr (auch Schaltjahr). Ist man damit fertig, hat man alles vergessen und kann im neuen Jahr wieder von vorne beginnen.

Aber bitte mit S.

In meiner Jugendzeit haben wir schon in sehr frühen Kindertagen auf den Feldern gearbeitet. Besonders im Frühsommer, wenn Gurken, Tomaten Paprika und anderes Gemüse reiften, waren wir ständig eingespannt. Im Herbst standen weitere Arbeiten an: Sonnenblumen-, Mais- und Kartoffelernte, gefolgt vom Zuckerrüben ausnehmen und Weintrauben lesen. Wir hatten nie das Gefühl, dass wir als Kinder ausgebeutet worden wären. Es war ganz normal, dass die ganze Familie mithalf, auch wir Kinder und es war die Arbeit gekrönt von Erfolgserlebnissen und die Arbeitszeit war oft auch lustig.

Nach dem Krieg war die Beschaffung von Nahrungsmitteln eine der wichtigsten Aufgaben. Dafür gab es im Juni auch schulfreie Tage, nicht nur wegen der großen Hitze, sondern auch sogenannte Ernteferien.

Besonders erholsame und heitere Erlebnisse waren die Essenszeiten auf den Feldern. Wegen der weiten Wege ging man nicht nach Hause, sondern das Essen wurde auf das Feld gebracht. Wir saßen auf dem Ackerboden, die Hände schwarz von der Erde und es schmeckte köstlich.

Jetzt zum Titel der Geschichte.

Ein guter Freund von mir musste berufsbedingt oft in Hotels übernachten. So auch einmal in einem sehr noblen und teuren Hotel in Österreich. Die Stadt soll hier keine Rolle spielen. Er saß allein beim Frühstück und wartete auf die freundliche Bedienung. Durch eine offene Tür konnte er das hektische Treiben des Personals in der Küche beobachten.

Da passierte es. Ein Körbchen voll Semmel fiel zu Boden. Flink wurden sie von zwei jungen Menschen wieder eingesammelt.

Springen Semmel runter auf den Boden, dann machen die das nicht absichtlich. Es passiert halt manchmal. Für die Semmel ist das keine Katastrophe, sie bleiben weiter genießbar.

Uns sind als Kindern oft das Obst oder die Jause auf den Boden gefallen. Wir haben kurz die Erde abgewischt und schon aßen wir weiter. Das hat uns gegen vieles immun gemacht. Möglicherweise hat das auch alle Allergien, hervorgerufen von Nährstoffen, Pollen oder Insektenstichen, von uns bis ins hohe Alter ferngehalten.

Mein Freund hätte auch kein Problem mit „gefallenen“ Semmeln gehabt, versicherte er mir, bis dann folgendes geschah.

Die zwei jungen Menschen vom Personal kamen an seinen Tisch, ein junger Mann und eine junge Dame. Sehr freundlich fragten sie, ob er eine Semmel wolle. Er bejahte dies. Der Mann hielt in der Hand ein Körbchen mit Semmeln, jenes Körbchen, das vorher mit den runter gefallenen Semmeln befüllt worden war.

Das hatte ihn nicht gestört und aufgeregt, erzählte mein Freund weiter.

Doch dann ergriff die Dame, sie hatte sogar weiße Handschuhe an, mit einer edlen Metallzange eine dieser Semmel und legte sie mit gekonnter Eleganz und bezaubernd lächelnd auf seinen Teller. Diese Zeremonie hatte ihn schon sehr beeindruckt, weil sie so gar nicht zum Geschehen vorhin passte.

Und die Moral von der Geschichte: Runter gefallene Semmel bleiben essbar, stellen kein Gesundheitsrisiko dar. Doch wenn sie den Gästen serviert werden, dann aber bitte mit S.

Aber bitte mit STIL!

A echter Wiener bleibt bei seiner Meinung

Ein kurzer, strenger Blick einiger Passanten und schon war das Urteil gefällt. Es war ein Vorurteil und damit völlig falsch. Doch das Wienerherz ist hartnäckig und nicht leicht veränderbar, übrigens auch, was die politische Anschauung betrifft. Auch bei längerem Hinsehen entstand wieder das Vorurteil und wieder war es falsch.

Kurze Rückschau. Es war ein schöner, sonniger, warmer Frühlingstag. Ich ging mit meiner jungen Frau durch die Innere Mariahilferstraße in Wien. Es war noch in der sogenannten Hippiezeit. Entsprechend bunt war die Frau gekleidet und sie trug schulterlanges, loses Haar. Auch mein Kopfhaar war für damalige Verhältnisse extrem lang und nach Ansicht der Menschen der Stadtbewohner war ich einer von diesen langhaarigen, arbeitsscheuen „Gammlern“. Immer wieder war man mit der Aufforderung konfrontiert: „Lasst euch diese verlausten Haare abschneiden und geht arbeiten!“

Dabei hatten wir schwer gearbeitet und jede Arbeit angenommen, auch an Wochenenden, um unser Studium finanzieren zu können.

Wir waren also an besagtem Tag zu Fuß unterwegs in dieser Straße.

Plötzlich torkelte meine Frau an den Straßenrand zu einem Kanalgitter. Mich zog sie nach.

Ich kannte schon, was kommen würde, es war ja nicht das erste Mal.

Sie stand vornübergebeugt da, gehalten von mir und übergab etwas von ihrem Mageninhalt dem Abwasserkanal.

Zugegeben, der Anblick ließ viele Deutungen zu. Ein kurzes Nachfragen hätte allerdings alles geklärt.

Aber das „Goldene Wienerherz“, oder Hirn, war dazu nicht bereit. Stattdessen flogen uns Sätze zu: „So a langhaariges verlaustes G` sind!“

„Arbeit`s lieber was, anstatt soviel zu saufen!“

„Und wie die angezogen ist! Schamlos, zum schämen!“

„Eine Schande, so jung und schon am Vormittag besoffen!“

Solche und ähnliche Situationen erlebten wir mehrmals. Dabei war der Grund für das Verhalten meiner Frau leicht zu erklären und er hatte eine freudige Ursache:

Sie war schwanger.

Pille und „Olla“ (Präservativ) waren noch nicht präsent und wenn, dann schwer zu organisieren. In eine einschlägige Apotheke zu gehen war zu beschämend und Automaten gab es nur wenige in „verruhten“ Gegenden, wie zum Beispiel in der Ottakringerstraße nahe am Gürtel.

So blieb nur „Zählen“ (Knaus-Ogino-Methode) oder „Unterbrechen“ (Coitus interruptus), was häufig zu überraschenden Schwangerschaften führte.

Aladin

Wir hatten immer einen Hund.

Unser erstes Tier war die Cockerspaniel-Dame „Quicki“. Eine Schönheit zwar, reinrassig, aber unbelehrbar. Das Einkaufen war zu mühsam geworden: Im Kinderwagen eine Kiste Bier und die Lebensmittel mit den großen Windelpackungen, auf jedem Arm ein Kind und einen Hund an der Leine. Wir schenkten dann den Hund einem jungen Pärchen, zu dem die Hündin sich sofort hingezogen fühlte. Der „Quicki“ gefielen ihre neuen Besitzer, sie fand einen guten Platz und wir waren länger „hundelos“.

Die kleine „Jerry“, unser zweiter Hund, war ein aufgewecktes, konditionsstarkes und mutiges Terrier-Mädchen. Der Briefträger brachte sie uns als Geschenk. Obwohl wir keinen Hund zu dieser Zeit wollten, wir waren Wirte auf einer Alpenvereinsschutzhütte, ist es dem Postmann gelungen, uns eines seiner jungen Welpen „anzudrehen.“ Unsere kleine Tochter gab ihr den Namen Jerry.

Unser Hundemädchen wuchs heran, genoss ihre Freiheit am Berg, war sehr kontaktfreudig und bekam als Folge davon zweimal Junge. Alle hatten ein anderes Aussehen und waren umwerfend herzig. Wir verschenkten die Welpen und die gingen weg, wie die sprichwörtlichen warmen Semmeln. Aber so ganz einfach was das nicht. Unsere kleine Tochter bestand darauf, dass sie zuerst sehen wollte, wo und mit wem das Hündchen leben wird. Ich musste viel herumreisen und alle neuen Plätze mit ihr begutachten. Erst dann bekamen die Interessenten ein junges Hündchen geschenkt. Im hohen Alter schlief unsere „Jerry“ an einem heißen Sommertag friedlich im Schatten eines Baumes im Garten ein.

Unser Sorgenhund „Nico“ brachten Bekannte von einem Strand in Griechenland mit. Sie kamen mit ihm nicht zurecht und brachten ihn zu uns.

Er hat sich nach anfänglichen Schwierigkeiten, er war ja total verängstigt, mit viel Zuwendung und Geduld prächtig entwickelt, wurde ein freudiger, feuriger Gefährte, bis er einmal einer Katze nachjagte und von einem Lastauto erfasst wurde. Er war sofort tot, aber die Trauer um ihn war schlimm und dauerte lange.

Wir hatten von Hunden genug!

Doch bei einem Besuch einer Buschenschenke in der Südsteiermark entdeckte meine Frau in der Scheune kleine Welpen. Ein Weibchen gefiel ihr besonders gut.

„Nimm`s mit, sie frisst eh schon alles“, sagte der Wirt zu ihr. Sie nahm es mit.

Das war unsere „Leni“, ein Mischling mit treuherzigem Aussehen und sanftem Charakter. Sie war so anhänglich und folgsam, dass sie nie an der Leine gehen musste. Leni begleitete uns 14 Jahre lang, bis sie todkrank wurde. Die Tierärztin gab ihr nur mehr wenige Tage und das mit Schmerzen. Wir fuhren mit ihr zum Tierarzt nach Bischofshofen, der einen guten Ruf hatte. Er war wirklich einzigartig, nahm sich sehr, sehr viel Zeit, gab „Leni“ etwas gegen die Schmerzen und wir durften sie streicheln und ihr zureden, bis sie sanft und friedlich einschlief.

„Keinen Hund mehr!“, war meine bestimmende Reaktion als Mann.

Dem pflichtete meine liebe Gattin sofort bei, bis... bis sie nach einem Jahr anfang, den Wunsch nach einem Hund zu äußern.

„Keinen Hund mehr!“, verkündete ich barsch. „Wenn du einen Hund willst, gut, aber dann musst du bei ihm bleiben. Ich suche mir eine Freundin, mit der ich mit dem Wohnmobil Reisen machen kann. Aus! Basta!“

„Dann keinen Hund!“, war ihre Reaktion, um dann wenige Tage später mich zu bitten: „Komm, wir holen einen Hund.“

„Du weißt aber, was ich gesagt habe, „du den Hund und ich die Freundin?“

„Ja!“

„Und?“

„Geh, du findest eh keine Freundin mehr in deinem Alter. Komm, wir fahren.“

Ich bin gefahren.

Unser jetziger Hund heißt „Aladin“, ist ein Harlekin-Pudel, eine ausgesprochene Schönheit, stürmische und selbstbewusst. Ich mache schon fast alles, was er will.

„Schläft er auch bei euch im Bett?“, werden wir oft gefragt.

„Nein!“, antworte ich und füge nach einer Pause hinzu: „Er herrscht im Bett und wir dürfen auch darin schlafen.“

Wir haben drei Kinder großgezogen. Aber wie heißt es: Das letzte Kind hat ein Fell.

„Wer behauptet, dass man Glück nicht greifen kann, der hat noch nie einen Hund gestreichelt.“

Als wir Maikäfer aßen

Alle Jahre wieder kehrte er wieder, der Mai und mit ihm die ersten der berühmtesten Käfer, die Maikäfer.

Die ersten Käfer, die auftauchten, haben wir als Kinder gefangen, in einer Schachtel eingesperrt und liebevoll mit Grünzeug versorgt, um sie dann später wieder freizulassen.

Zu leichtfertig gehen wir Menschen heute mit dem Leben anderer Lebewesen um. Wildblumen pflücken, Pflanzen ausreißen, Bäume umsägen. Kaum ein Mensch denkt daran, dass er damit eigentlich jedes mal ein Leben auslöscht. Das Bewusstsein, es sind ja nur Pflanzen, Unkraut und Bäume, deren Laub den gestutzten Rasen versauen, ist noch immer allgegenwärtig. Pflanzen sind vollwertige Lebewesen, aber das ist in unseren Köpfen noch nicht drin.

Bei Tieren ist es schon differenzierter. Viele Tiere schützen wir schon, aber immer noch bringen wir ohne Spur von Mitleid unzählige Tiere einfach um, auch wenn es gar nicht nötig wäre. Das trifft ganz besonders die kleinen Tierchen.

Leben und Tod, fressen und gefressen werden, ist in der Natur so vorgesehen und Teil des biologischen Kreislaufes. Jedes Lebewesen darf um seinen Platz und seine Nahrung kämpfen, auch der Mensch. Leider ist beim Menschen das „Revier-Besitzen“ ausgeübt.

Statt kleiner Kämpfe ums Überleben frönen wir dem Massenmord.

„Der Tod stellte die Sense in die Ecke und setzte sich auf den Motormäher, denn es wurde in tausend Gärten wieder `gestaltet` und `sauber gemacht`.“

Muss wirklich jede Woche der Rasen gemäht werden? Muss man wirklich mit Rasenrobotern unserem gestörten Sauberheitskult huldigen und jede noch so kleine Blume sofort wegrasieren? Können wir es uns noch leisten, den Bienen überall ihren lebensnotwendigen Nektar zu stehlen?

In meiner Kindheit erinnere ich mich an sogenannte „Maikäfer-Jahre“. Die großen Käfer traten so massenhaft auf, dass sie ganze Baumgruppen kahlfraßen. Besonders junge Bäume litten sehr darunter. Doch durch heftiges Schütteln fielen die Käfer herunter. Es war ein richtiger „Maikäfer-Regen“. Am Boden lagen sie so zahlreich, dass es aussah, wie ein brauner Teppich.

Wir Kinder sammelten sie, so wie wir es von den älteren Burschen gelernt hatten, in alten, grünen Bierflaschen ein.

War eine Flasche voll mit Käfern, legten wir diese in den Hühnerhof. Die Maikäfer flüchteten durch den Flaschenhals. Einzelnen und der Reihe nach krochen sie aus dem „Flaschengefängnis“ hinaus in die Freiheit. Doch da warteten schon aufgeregt die Hühner. Durch Gackern, Flügelschlag und mit Einsatz ihrer Schnäbel legten sie die Rangordnung fürs Festmahl fest. Die großen braunen Leckerbissen waren ja bei dem Federvieh heißbegehrt.

Jeder Maikäfer, der die Flasche verließ, wurde sofort aufgepickt und verspeist.

Wir haben zwar die Maikäfer gejagt und gefangen, aber das Töten den Hühnern überlassen.

So haben wir die Maikäfer „veredelt“ und sie dann als Hühnereier und Backhendl genossen.

Andenken an Covid-19

Im März und April im Jahre 2020 hat die Sonne den zusammengepressten Schnee vor unserem Haus in Filzmoos immer wieder oberflächlich aufgeschmolzen. Die Nächte waren aber noch kalt und so bildete sich vor unserem Hauseingang eine große Eisplatte.

Die Wahrscheinlichkeit eines Besuches war zwar gering, denn wegen der Ansteckungsgefahr sollten die Menschen so wenig Kontakt wie möglich haben. Dennoch stellte die fünf bis zehn Zentimeter dicke Eisplatte eine Gefahr dar, da jemand ausrutschen und sich schwer verletzen könnte.

So habe ich in mühevoller Arbeit, Zeit dafür hatte ich genug, das Eis aufgeschlagen und an einen sonnigen Platz verfrachtet, damit es früher weggeschmolzen würde. Jeden Tag eine angemessene Fläche.

Des weiteren habe ich im Garten und hinter dem Haus von jenen Plätzen, wo der Schnee noch über einen Meter hoch lag, diesen im Garten verteilt, damit die Grünflächen früher schneefrei würden. Große Mengen der weißen Masse habe ich sogar wegtransportiert.

Meine Frau hat gebastelt, gemalt und viele Corona-Schutzmasken in allen möglichen Farben und Größen genäht, die sie an Verwandte und Bekannte verteilte.

Soviel Arbeit macht natürlich hungrig. Doch meine liebe Gattin hatte weder Lust noch Zeit zum Kochen. Sie sei viel zu sehr beschäftigt, klagte sie ständig. So waren wir uns bald einig, ein Gasthaus im Ort zu kontaktieren. Dort konnte man telefonisch gewünschte Speisen bestellen und zu einem selbstgewählten Termin abholen.

Das waren drei Fliegen auf einen Schlag, wir brauchten nicht zu kochen, ich musste nicht Geschirr abwaschen und darüber hinaus unterstützten wir unsere Wirte in dieser schwierigen Zeit.

Wir fanden das sehr praktisch. Nur eines hatten wir nicht bedacht.

Der Chef dieses Restaurants ist einer der besten Köche in der ganzen Region und wir hatten seine Gourmet-Menüs genossen.

Jetzt sieht man uns das an!

Ich vertrat ja die Ansicht, dass nur der Spiegel zu schmal sei und ich deshalb nicht ganz darin Platz habe.

Meine liebe Gattin sah das anders und ihr Blick auf meine sich vorgewölbte Leibesmitte zeigte eigentlich auch etwas anderes.

Es ist zu befürchten, dass dieses Andenken an Covid-19 uns bleiben wird.

Übrigens: „Auch viel Fernsehen kann die Figur ruinieren. Und leider nicht nur die Figur.“

Aber es werden ja wieder Sommer kommen und damit hoffentlich wieder Freiheit.

Dann werden wir viel wandern und tanzen können und die Kleidung wird sich wieder anpassen...oder so ähnlich.

Lange will ich dieses übergewichtige Covid-Andenken ja nicht behalten.

Arie in der antiken Stadt Termessos

In der Nähe von Antalya, hoch droben in den Bergen, gibt es eine antike Stadt, Termessos.

Es war heiß und unsere Frauen wollten lieber am Strand faulenzten, die Sonne und das Meer genießen.

So machte ich mich mit meinem Freund Karl auf den Weg, natürlich nicht in kriegerischer Absicht, aber doch mit touristischer Eroberungsentschlossenheit. Die Fahrt hinauf in das Taurus Gebirge verlangte schon gutes Fahrkönnen mit einem Wohnmobil, denn die Straße war eng und steil.

Dann mussten wir noch längere Zeit in der Hitze zu Fuß weitergehen. Endlich erreichten wir ein Trümmerfeld. Etwas abgekämpft ließen wir uns an einem großen antiken Steintisch im Schatten eines Baumes nieder. Wir packten unsere mitgebrachten Getränke und Imbisse aus und machten es uns gemütlich. „Erobern“ wollten wir nachher.

Mit Speis und Trank hatten wir uns schon gelabt, als ein Mann kam und uns anbot, sehr interessante Objekte und Stellen zu zeigen, zu denen man normalerweise nicht hinkommt. Er ist Aufseher und kennt hier jeden Stein. Wir nahmen das Angebot an.

Als wir unsere Sachen, die noch auf dem steinernen Tisch lagen, in die Rucksäcke packen wollten, meinte er, wir können alles liegen lassen, wir gehen nur ein Stück und gestohlen wird hier nichts. So ließen wir die Rucksäcke, Karten, Jause und Getränke liegen und folgten dem Mann. Den steinernen Tisch mit unseren Sachen behielten wir anfangs noch im Auge. Bald war es aber zu fesselnd, was der Mann uns zeigte und so folgten wir ihm zu hochinteressanten Objekten.

Viel erfuhren wir über die Nekropole mit den gewaltigen steinernen Sarkophagen. Die Stadt liegt auf über 1000 Meter Seehöhe, wurde vor über zweieinhalb Jahrtausenden gegründet. Diese Festungsstadt im Taurus Gebirge galt als uneinnehmbar. Weder Alexander der Große, noch die Perser und Römer konnten sie erobern. Ein Erdbeben vor über 1500 Jahren hat sie dann zerstört.

Die Zeit verging und wir hatten schon ein banges Gefühl, was unsere zurückgelassenen Habseligkeiten betraf. Aber noch folgten wir staunend den spannenden Ausführungen des Mannes, bis wir dann zurückkehrten. Noch erstaunter waren wir, als alles noch genau so auf dem Tisch lag, wie wir es zurückgelassen hatten. Unser Mann war verschwunden.

Wir stiegen dann noch einmal hinauf zum Odeon, dem gut erhaltenen Theater, mit der beeindruckenden Größe eines Amphitheaters und seinem wunderschönen Ausblick weit in die Ferne. Erst saßen wir andächtig in den riesigen, steinernen Zuschauerrängen.

Dann kletterten wir hinab zur Bühne und sangen laut und kräftig eine Arie aus „Zarewitsch“. Zwei sonore Männerstimmen in dem antiken Prachtbau, das hat selbst uns beeindruckt.

Die letzten Töne waren kaum verklungen, da setzte lauter Applaus ein.

Erst jetzt sahen wir, gut getarnt zwischen den Steinblöcken im Zuschauerbereich, einige Menschen sitzen. Dass es Frauen waren, hat den Beifall für uns zusätzlich geadelt.

PS: Niemand ist aus den Gräbern entsprungen und auch keine Mäuse flüchteten.

Für Autogramme hatten wir leider keine brauchbaren Utensilien mit.

Ärzte soll man loben

Die heftigen Schmerzen im Bereich der linken Schulter waren unerträglich. Ich kam in Freistadt ins Krankenhaus. Dort wurde sofort mein Herz untersucht. Zum Glück war alles in Ordnung. Die Schmerzen aber blieben. Weitere Untersuchungen sollten folgen, doch ich hatte Wichtiges vor.

Trotz aller Warnungen verließ ich das Spital und fuhr zur Hochzeit meines Sohnes nach Tirol. Mit viel Adrenalin und auch Alkohol konnte ich die Hochzeit sogar genießen.

Doch am nächsten Tag kam die Nachricht, dass meine Mutter verstorben war. Also musste ich mich von meiner lieben Gattin eilig vom Westen Österreichs in den Seewinkel fahren lassen, quer durch ganz Österreich.

Hochzeit und Begräbnis hatte ich gerade noch unter einem Hut gebracht. Dann war die Kraft meines Immunsystems aber erschöpft.

Die Schmerzen kamen wieder, explodierten geradezu in meinem Körper und raubten mir die Lebensenergie.

Ein totaler Zusammenbruch war die Folge.

Der Notarzt kam und man brachte mich in ein Spital nach Wien. Trotz meiner heftigen Einwände, begannen sie dort mein Herz zu untersuchen. Die Information meiner Frau, dass das Herz erst vor Kurzem gründlich untersucht worden war, wurde mit den herablassenden Worten „Na ja, in einem Provinzspital“, abgeschmettert.

Sie gaben mir in diesem Krankenhaus nichts gegen die wahnsinnigen Schmerzen und nach zwei Tagen hatte ich keine Energie mehr und meine Frau hatte große Angst um mein Leben. Ich lag benommen da, reagierte kaum mehr auf ihre Fragen. Da niemand bereit war, etwas dagegen zu unternehmen und nur neue Herzuntersuchungen angekündigt wurden und auch meine Frau als lästige Landpomeranze belächelt wurde, reichte es ihr.

Als auch trotz ihrer Forderung kein Arzt für ein Gespräch aufzutreiben war, entführte sie mich trotz des Protestes des Personals. Ihre Angst, dass ich einen weiteren Tag nicht überleben werde, war zu groß. Sie raste mit mir nach Linz ins Wagner Jauregg Spital.

Dort wurden zuerst sofort meine Schmerzen bekämpft und dann Borreliose als Ursache diagnostiziert und behandelt. Die Schmerzen waren bald weg.

Jetzt wollte ich raus. Der Termin für die mündliche Matura nahte und ich wollte meine Kandidaten nicht im Stich lassen. Ohne Schmerzen ging es mir ja ganz gut. Sie kamen zwar immer wieder, aber das Pflegepersonal dort konnte immer bald Abhilfe schaffen. Außerdem bekam ich ja ständig Infusionen.

Ich müsse schon noch länger bleiben, hieß es. Das passte mir gar nicht, ich wollte raus. Schließlich wird man in einem Krankenhaus ja krank, oder? Obwohl organisch gesund und die Kost gut war, konnte ich nichts mehr essen und jeder Schluck oder Bissen kam sofort wieder hoch. Mein Psyche verweigerte jede Nahrungszufuhr und mein Magen hielt sich an das Verbot. Ich wurde künstlich ernährt.

Täglich kamen junge Ärztinnen und klärten mich über die Gefährlichkeit der Borreliose auf.

Verbittert dachte ich bei mir: Ihr lieben Doktorinnen, was ihr mir hier erzählt, habe ich schon unterrichtet, da wart ihr noch gar nicht auf der Welt.

Ich bat um Entlassung. Aber sie ließen mich nicht gehen.

Da kam mir die Erkenntnis, dass meine Lage auf Niederlage programmiert gewesen war. Ich lag da im Bett wie ein Wurm und die „Götter in Weiß“ standen herum, auf mich herabblickend. Mir blieb nur der flehende Blick nach oben.

Das musste ich ändern, schoss es mir durch den Kopf.

Ein paar Tage später duschte ich, zog mich an und wartete neben dem Bett stehend auf die Visite. Diesmal war auch der Herr Primar dabei, ein alter freundlicher Herr.

„Wie ich gehört habe, will der Patient unbedingt nach Hause“, wandte er sich zu den ihn begleitenden Ärztinnen. Die schilderten ihm meinen Krankheitsverlauf und die Behandlungsmethode, worauf er meinte: „Na da haben wir großes Glück gehabt. Es hätte ganz schlimm ausgehen können, sogar mit Tod. Ein Glück, dass Sie noch leben!“

Mit dem Mut der Verzweiflung erhob ich meine Stimme: „Das war kein Glück, Herr Hofrat, sondern eine diagnostische und therapeutische Glanzleistung dieses Hauses. Ihnen verdanke ich, dass ich noch lebe.“

Stille.

Ich glaubte zu sehen, wie der Herr Hofrat etwas gewachsen war.

Er meinte dann gönnerhaft: „Wenn der Herr Patient einen Hausarzt hat, der ihm täglich die Infusionen gibt, können wir ihn gehen lassen. Was meinen Sie, meine Damen?“

Die nickten nur.

Ich musste dem Hofrat zwei Ärzte nennen, die mir täglich meine Infusionen verabreichen könnten. Zufällig waren diese dem Primar gut bekannt und er nickte wohlwollend.

Ich war frei.

Trotz der langwierigen Behandlungen war ich voll einsatzfähig.

Alles ging gut, die Reifeprüfungen konnte ich problemlos absolvieren und auch die Borreliose wurde besiegt.

Was so ein „Provinzspital“ alles kann!

Vielleicht sollten die wiener Ärzte öfter in die Bundesländer reisen und dort lernen.

Auf Fels gebaut

Über 10 Jahre wohnten wir schon in einer Mietwohnung. Dann beschloss meine liebe Frau, dass wir ein Haus bauen sollen.

Wir fanden einen interessanten Baugrund am Rande des Stadtzentrums von Freistadt und doch nur wenige Minuten Fußmarsch ins Zentrum entfernt.

Das Areal der Bauparzelle mit 2500 m² war etwas steil und es wuchsen verschiedenen Bäumen, darunter alte Eichen, Lärchen und Ulmen und eine wunderbare Schlehdorn-Hecke darauf. Insgesamt befanden sich auf dem Grundstück 27 verschiedene Baumarten!

Unsere Kinder spielten mit ihren Freunden besonders gern an einem bestimmten Platz und auch unser Hund hielt sich dort am liebsten auf. Diese Stelle wählten wir, um das Haus zu errichten. Zuerst wollten wir einen Brunnen graben. Dazu luden wir drei verschiedene Wünschelruten-Geher ein, die uns unterirdisches Wasser anzeigen sollten. Drei verschiedene Stellen hatten wir dann, alle von den Experten als sehr hoffnungsvoll ausgewiesen mit starken Wasseradern. Aber trotz tiefer Grabungen fanden wir kein Wasser.

Dafür wuchsen in unserem „Wald“ Parasol, Rotkappen, Birkenpilze und viele verschiedene Kräuter.

Eine große und bunte Schar von Vögeln und eine Igel-Familie wurden unsere Mitbewohner.

Der Aushub des Kellers gestaltete sich schwieriger als vermutet, da der Untergrund felsig war. Die Felsen waren uralter Granit, rund 400 Millionen Jahre alt.

Nach tagelangem vergeblichen Meißeln mit einem Spezialbagger waren wir gezwungen einen Felsen zu sprengen. Nur wenig Sprengstoff sollte genügen und ein großes Baustahlgitter aus Eisen sollte als Abdeckung dienen und die empor fliegenden Gesteinsbrocken einfangen. Doch der Fels hatte unsichtbare Risse und so verlief die Explosion anders als geplant.

Felstrümmer wurden viel zu hoch in die Luft geschleudert. Der Sprengmeister und ich konnten rechtzeitig in der Bauhütte Schutz finden, bevor die Steine wieder niederprasselten. Doch sonst war die Sprengung erfolgreich.

Aber erst nach Feierabend zeigte sich eine andere Überraschung. Als wir zu unseren Autos in circa 30 Meter Entfernung kamen, lag zwischen den beiden Fahrzeugen ein großer Felsbrocken mit über 70 Zentimetern Durchmesser.

Er war soweit geschleudert worden und hätte locker ein Auto ganz demolieren können.

Ein gutes Omen?

Es ist tatsächlich beim Bau des Hauses kein Unglück passiert und niemand hatte sich verletzt, von kleinen Abschürfungen abgesehen, obwohl es keine einfache Baustelle war.

Der Hausbau gelang und es wurde mit den Sonnenkollektoren und zwei Wintergarten ein „Pionierhaus“ und Vorzeigeobjekt in der damaligen Zeit.

Ein wurde ein Haus nicht nur zum wohnen, sondern ein Haus zum leben, eine dritte Haut.

Ausseer Hardbradler

„Geh Papa! Warst du gestern zu lange im Wirtshaus? Hast du gar zu viel getrunken?“

So sprach meine Teenagertochter zu mir beim Frühstück.

Ich hatte ihr vorher nur gesagt, dass die Ausseer Hardbradler in unserem Haus sind und wahrscheinlich noch schlafen.

Diese Musikgruppe war damals gut bekannt und hatte viele Fans, darunter auch meine Tochter. Besonders der Florian Randacher hatte es ihr angetan.

Das Mädchen hat mir erst nicht gefolgt, als ich zu ihr sagte, sie soll einfach beim Fenster hinausschauen. Dann siegte doch die Neugierde. Sie schaute hinaus und sah vor dem Haus den Bus mit dem Schriftzug der Musikgruppe.

Erstaunt blickte sie zu mir. Doch es war schon höchste Zeit zur Schule aufzubrechen.

Als ich Geräusche hörte, rief ich vom Wohnzimmer aus: „Ihr könnt schon frühstücken kommen!“

Da erschien Florian mit seinen Musikern.

Wie im Traum gab ihnen meine Tochter die Hand und dann mussten wir leider los. Ich nahm sie im Auto mit bis zu ihrer Schule und ließ sie dort aussteigen. Ich sah noch zu, wie sie dem Eingang zustrebte. Ich glaubte zu sehen, dass sie wie verzaubert mehr schwebte als ging. Mir war auch klar, dass die Aufmerksamkeit im Unterricht sich an diesem Tag in Grenzen halten würde.

Später erfuhr ich, dass sie stolz den ungläubigen Mitschülerinnen erzählte, wer bei uns über Nacht war. Sie genoss das staunende und auch etwas neidische Ansehen, das ihr entgegengebracht wurde.

Aber wie kam es dazu, dass diese Musiker bei uns übernachteten?

Über den von mir gegründeten Verein AAM (Anti Atom Mühlviertel) hatten wir sie gebeten, ob sie vor dem Atomkraftwerk Temelin in Tschechien spielen würden. Dann würden die Menschen dort aufmerksam und wir könnten ihnen Informationen überreichen. Tschechische Aktivisten und Bekannte waren bereit, uns bei der Organisation zu helfen. Sofort hatten sich vier Musiker der Gruppe bereit erklärt zu spielen und zu singen, ganz ohne Gage.

Es wurde ein schöner Erfolg, viele Menschen waren gekommen.

Als kleines „Dankeschön“ lud ich die Künstler in Freistadt zu einem Imbiss ein. Nachher gingen wir noch in eine Bar, deren Betreiber ich sehr gut kannte. Die mehrheitlichen jungen Gäste im Lokal waren total überrascht und sehr erfreut. Es dauerte nicht lange und die Musiker spielten auf, unplugged, nur mit Gitarren. Die Gäste sangen begeistert mit. Die Stimmung war gewaltig. Das Lokal „vibrierte“, wie man zu sagen pflegt. Der Abend zog sich bis tief in die Nacht hinein und es wurde auch mehr getrunken, als es der Durst erfordert hätte. Schon lange war Mitternacht vorbei, als die Ausseer Hardbradler die Heimreise antreten wollten.

Da stellte ich mich dagegen: „Ihr bleibt heute Nacht bei mir im Haus. Es ist genug Platz!“, bestimmte ich einfach. So war es dann auch.

Stolz genoss ich in den folgenden Tagen das (eingebildete?) Gefühl, dass meine Tochter mich auf einmal mehr beachtete, als ihre über alles geliebte Mutter. Ich glaubte, in ihren Gedanken lesen zu können: „Sogar Unmögliches kann mein Papa Wirklichkeit werden lassen.“

Danke Ausseer Hardbradler, danke Florian! Danke für Euer Engagement gegen Atomgefahren.

Ba Ba Banküberfall

Ein schönes Wochenende lag hinter uns. Meine Frau und ich waren zu Besuch bei meinen Eltern im Burgenland. Wir genossen die mütterlichen Kochkünste, von denen ich überzeugt war, dass sie zu den besten der Welt gehörten. Wir trafen Freunde, Verwandte und erfreuten uns an den hervorragenden Weinen.

Dann am Sonntag spätnachmittags waren wir auf dem Rückweg nach Wien.

Der Kofferraum des Autos war vollbeladen mit Tomaten, Paprika, Maiskolben, Kartoffel, Karotten, Weintrauben, den übrig gebliebenen Schnitzeln und Backhendln und anderen vielen guten Sachen, die man bei der Mutter daheim so findet und die sie uns gerne gab.

Solche Ess- und Vitaminvorräte waren uns immer willkommen.

Dieses mal hatte ich mir sogar von einem Freund das Auto ausgeborgt, einen roten Opel. Mein VW-Käfer war schon altersschwach und hatte wenig Kofferraumvolumen.

Später habe ich im Mühlviertel für solche Hamsterfahrten zu den Eltern einen Ausdruck kennen gelernt: die „Speckdieb“ waren das Wochenende wieder da.

Gut gelaunt fuhren wir auf der Bundesstraße 10 vom Seewinkel nach Wien, satt, zufrieden und noch dazu mit einem tollen Auto. Bisher waren wir ja nur mit unserem alten, „Pannen verliebten“ VW-Käfer unterwegs.

Plötzlich überholte uns ein Polizeiauto, dann tauchte noch ein zweites neben uns auf und hinter uns war auch noch eines. Wir waren eingekreist. Wir wurden an den Straßenrand gedrängt.

Schwerbewaffnete Männer sprangen aus den Fahrzeugen, rissen unsere Autotüre auf und forderten uns laut schreiend auf, auszusteigen. Zwei Polizisten nahmen meine Frau und brachten sie zu einem Polizeiwagen. Ich wurde lautstark aufgefordert den Kofferraum zu öffnen, was ich angesichts der auf mich gerichteten Maschinenpistolen, mit schlotternden Knien gerade noch zusammenbrachte.

Unsere ganze Gemüse-, Obst- und Weinbeute wurde ausgeladen und lieblos auf der Straße deponiert. Anschließend wurde das Auto und ich einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Inzwischen brachten sie meine Frau zurück.

Ein ganz netter Polizist erklärte uns dann, dass es einen Banküberfall gab und der oder die Täter mit einem roten Opel geflüchtet waren.

Aber offensichtlich sind wir nicht die gesuchten Bankräuber a la Bonney und Clyde.

Dann ertönte über ein Gerät ein krächzender Funkspruch, die Männer sprangen in die Autos und rasten davon. So schnell wie sie gekommen waren, waren sie nun weg.

Uns blieb der Schock und die guten Sachen auf der Straße. Wir verstauten alles wieder.

Den Schock haben wir später in Wien mit dem Besitzer des Autos beim Heurigen weggeschwemmt.

Womit wohl?

Bei der Kräuterhexe

Anfang Mai war auch der letzte Schnee im Garten geschmolzen. Mit enormer Kraft und Ungeduld sprossen überall Pflanzen aus dem Boden. Viele trugen schon Blüten und die meisten davon waren essbar, ja sogar gesund. Nach dem Bärlauch pflückten wir Brennessel, Giersch, Löwenzahn, Spitzwegerich, Gänseblümchen, Veilchen und Schlüsselblumen und mischten sie zu einem bunten Frühlingssalat.

Vor längerer Zeit hatte mich meine liebe Frau überredet, mit ihr einen Kräuterkurs zu besuchen bei einer Kräuterpädagogin in Hütttau. Die Kursleiterin bezeichnete sich selber als Kräuterhexe. Zum Kurs sollte jeder eine kleine Schaufel mitbringen, hieß es in der Ausschreibung. Da ich mir mit einer Kinderschaufel aus Plastik lächerlich vorkam, erschien ich mit echtem Werkzeug für starke Männer. Als ich mit meinem großen Spaten eintraf, wurde ich lächelnd von den Teilnehmerinnen bestaunt. Es waren 19 Frauen, dazu kam noch meine eigene Gattin und die Kräuterhexe. Ich war dann das einzige Lebewesen anderen Geschlechts.

Die Kursleiterin hatte enormes Wissen, wie ich beurteilen konnte, denn schließlich hatte ich Botanik an der Universität studiert. Aber diese Kräuterhexe wusste nicht nur viel, sie verstand es auch, ihr Wissen in einer einprägsamen und heiteren Art, die mich begeisterte, weiterzugeben. Wir sollten dann Blutwurz und andere Wurzeln ausgraben. Die Frauen mit den Plastik-Spielzeug-Schaufelchen ihre Kleinkinder hatten keine Chance und so wurde ich auserkoren, für sie die Wurzeln zu stechen, was ich, ganz Kavalier, auch tat.

An einer Quelle mit einem Holztrog sollten die gegrabenen Wurzeln gewaschen werden, aber das Wasser war für zarte Frauenhände einfach viel zu kalt. Auch für meine Männerhände war das eiskalte Wasser eine Qual, aber das gibt ein Mann niemals zu und so wusch ich für alle Frauen die Wurzeln und ich hatte die unterirdischen Pflanzenteile dann auch gleich kleingehackt. Wenn schon, denn schon.

Inzwischen waren die Kräuterhexenanwärterinnen eifrig dabei, sich auszutauschen und Aufzeichnungen zu machen. Gemeinsam wollten sie dann eine „Unkraut-Cannelloni“ zubereiten. Davon verstand ich gar nichts. So wurde ich losgeschickt, Birken- und Buchenäste zu holen, deren Blätter uns als Salat erfreuen sollten. Die Frauen rührten Teig an, kneteten ihn mit Geschick und brachten ihn mit einem großen Haufen geschnittener Kräuter zusammen. Als ich das viele Grünzeug sah, verkündete ich laut meine Bedenken: „Wenn wir so weitermachen werden wir zu ernsthaften Konkurrenten für die Kühe.“

Als aber dann die vegetarische Köstlichkeit serviert wurde, war ich überrascht, wie gut sie schmeckte. Den Gesundheitsaspekt will ich hier gar nicht extra erwähnen.

Überraschend tauchte die über 80 Jahre alte Oma auf. Sie nahm mich bei der Hand und sagte „Geh mit. Ich habe gesehen, wie du so fleißig für alle die Wurzeln gewaschen hast. Dafür bekommst du von mir einen guten Schnaps.“

Draußen fuhr sie fort: „Du bleibst jetzt besser bei mir in der Stube. Die `Weiberleut` werden sicher noch Kaffee trinken und viel ratschen dabei. Zum Schluss kommen sie noch auf die Idee, dass du das Geschirr abwaschen sollst. Denk daran, du bist in der Minderheit. Da trinken wir besser meinen Schnaps, der hält fit und gesund.“

Es geht halt nichts über die Weisheit einer alten Oma!

Bekehrter Patient

Eines meiner Augen hatte gestreikt. Es wollte mir die vielen Gegenden und abwechslungsreichen Landschaften unseres schönen Österreich nicht mehr so richtig zeigen. Ein junger, dynamischer und wie mir schien, ein sehr begabter Arzt, meinte: „Das bekommen wir hin.“ Ich nahm all meinen Mut zusammen und begab mich in der Stadt Salzburg ins Krankenhaus. Ich hatte auch gar keine Alternative, da mich meine liebe Gattin, fest an der Hand haltend, hinführte. Geduldig habe ich gewartet. Warten dürfte ja eines der wesentlichsten Merkmale eines Spital sein. Gehorsam habe ich auch die vielen Fragebögen ausgefüllt, alles ehrlich beantwortet. Nur bei der Frage ob ich schwanger sei, zögerte ich.

Ich konnte mir zwar keinen Anlass dafür vorstellen, aber mein Bauchumfang ließ mich doch etwas zweifeln und so bat ich die Frau der Medizin um Rat. Die freundliche Dame am Schalter hörte mir erst erstaunt zu, doch dann lachte sie und sagte: „Das passt schon, Herr G., alles in Ordnung, das brauchen Sie nicht zu beantworten.“

Dann wartete ich, wie ein Lamm vor dem Schlachthof. Corona-Test, Blutdruckmessen, Blutabzapfen, das alles ließ ich tapfer an mir geschehen.

Zum Weglaufen war es eh zu spät. Außerdem hätte ich kaum etwas gesehen wegen der vielen Flüssigkeit, die man mir in die Augen öfter getropft hatte. Irgendwann wurde ich auf einem Bett liegend in einen Raum geschoben, der voll war mit Lampen, Geräten, Schläuchen, Monitoren und ganz lieben Menschen, Frauen und Männern. Ich hörte mit Genugtuung ihre fröhliche Unterhaltung, ihr helles Lachen. Das hat mir gut gefallen, denn frohe Menschen können einem doch kein Leid antun! Dann aber haben sie mich gefesselt und festgeschnallt. Obwohl sie mir dabei nett und lieb zuredeten, war ich doch ihr Gefangener.

Zwei Ärzte nahmen neben mir Platz. Erst unterhielten sie sich über das, was sie an mir machen wollten. Ich habe meine Ohren stillgelegt, damit ich nichts mitbekomme, eine normale Schutzreaktion von mir. Doch dann erklärten sie mir ganz genau, was sie vorhatten und wie sie vorgehen wollten:

„Da oben am Augenlid schneiden wir einen kleinen Keil heraus und nähen alles wieder zusammen. Dasselbe machen wir dann unten. Man wird später nur eine kleine Narbe sehen, kaum bemerkbar.“ Das alles an meinem Auge!

„Schmälert das meine Heirats-Chancen?“, fragte ich galgenhumorig voll Panik, wobei mir die Heirats-Chancen völlig Wurst waren. „Nur zu ein bis zwei Prozent, mehr sicher nicht“, tröstete mich der Herr Doktor. Tropfen und eine Gesichtsmaske versperrten mir anschließend die klare Sicht meines noch intakten Auges. Über mir nahm ich eine große, runde, scheibenförmige Wolke wahr, mit vielen hellen, punschkrapferartigen Gebilden.

„Ich sehe schon den Himmel“, dachte ich mir. „Die runden Gebilde dort oben sind sicher Stockerl, auf denen die Engel sitzen, wenn sie Halleluja singen. Aber ich sah kein Stockerl für mich reserviert. Wow! Aber in die Hölle gehe ich sicher nicht!“

Da holte mich eine laute Stimme zurück auf die Erde: „Bitte, das Auge weit aufmachen und nach oben schauen.“ Ich spürte, dass an mir rumgewerkelt wurde. Es tat nicht weh, war aber deutlich spürbar. Endlich wurde ich mit guten Wünschen aus dem Folterraum entlassen.

Hurra, die Erde hatte mich wieder.

Bernstein

Eine unserer Reisen mit dem Wohnmobil führte uns an die Ostsee. Wir waren überrascht und fasziniert von diesem Teil Europas. Bei Sehnsucht nach Sonne und Meer dachten wir bisher immer nur an Italien, Kroatien und Griechenland oder andere Länder am Mittelmeer.

Die Ostsee ist aber ganz anderes, hat einen eigenen Charme und eine bezaubernde Atmosphäre. Wir besuchten berühmte Städte, wanderten entlang an endlosen Stränden, suchten den begehrten Bernstein und haben keinen einzigen gefunden.

Wir „eroberten“ auch Inseln. Eine davon war Fehmarn. Diese Insel hat uns besonders gut gefallen und bei einem Bummel durch ein Städtchen las ich auf einer Informationstafel, dass man im Rathaus gratis das Bernstein-Schleifen lernen und die Stücke dann zu Schmuck weiter verarbeiten kann.

Zu dem angegebenen Zeitpunkt waren wir dort im Rathaus. In einem Raum durften wir uns aus einem großen Angebot Bernstein aussuchen, soviel wir wollten. Da diese aber dann nach Gramm abgerechnet und bezahlt werden mussten, wollten wir dann doch nicht mehr so viele.

Wir erwarben einige schöne Stücke und machten uns an die Arbeit. Unter Anleitung begannen wir mit grobem Schleifpapier, dann mit immer feineren. Schließlich polierten wir die Schmucksteine mit Zahnpasta auf Hochglanz. Nach unseren Wünschen und Vorstellungen wurden dann Löcher gebohrt und kleine Ösen befestigt. So entstanden Schmuckstücke, die zu Hause dann sehr bewundert wurden und den meine liebe Frau sehr gerne trägt. Es sind ja auch beeindruckende Unikate geworden.

Wieder zu Hause an einem der unwirtlichen Tage, den uns die Eisheiligen oft bescheren, saß ich uninteressiert vor dem Fernsehapparat. Das Wetter zwang einen förmlich im Haus zu bleiben und eine längere Zeit vor der „Glötze“, sprich Fernseher, zu verbringen. Das ist kein großartiges Vergnügen, da die Sender versuchen, sich in Serien, Talk-Shows und mit billigen Filmen an Stumpfsinnigkeiten zu übertreffen.

Nachrichten schaue ich nicht mehr, sie sind zu sehr manipulativ als informativ.

Also suchte ich Dokumentationen und Naturfilme. Zufällig erhaschte ich einen kurzen Bericht, in dem erzählt wurde, dass in einem Land, ich weiß nicht mehr wo, die Männer Bier mit Bernstein-Pulver trinken, denn das stärkt ihre Manneskraft.

Ich hatte in meinem langen Leben bisher kein Interesse an pharmazeutischen Produkten und anderen erotischen Voodoosubstanzen. Ginge es nach mir, wäre die Pharmaindustrie längst bankrott.

Provokant fragte ich meine liebe Gattin: „Hast du das gehört mit dem Bernstein?“

„Ja, na und?“ Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Muss ich jetzt um meinen Bernsteinschmuck fürchten?“

Was denkt meine Frau von mir! Den Schmuck, den wir gemeinsam mit Eifer und Freude erschaffen hatten, werde ich doch nie...niemals!

Oder soll ich doch heimlich etwas Pulver abschleifen, natürlich nur aus reiner wissenschaftlicher Neugierde und vielleicht auch aus Rache für ihre freche Bemerkung von vorhin?

Soll ich? Bier hätte ich ja genug zu Hause und eine große Rolle Schleifpapier.

Beste Grappa

Schon seit zwei Tagen waren wir mit dem Wohnmobil unterwegs. Wir lieben das langsame Reisen und für uns ist wirklich der Weg das Ziel. Gerne machen wir Halt, um Freunde und Bekannte zu überraschen oder einfach lokale Besonderheiten zu besuchen. Es war schon Abend, als wir in Kroatien an einem kleinen Campingplatz ankamen. Der junge Mann am Eingang war sehr freundlich und hieß uns auf seinem Platz willkommen. Wir waren die einzigen Gäste. Er lud uns in die Rezeption zu ihm ein und erzählte uns, dass er hier im Hof seines Onkels diesen kleinen Campingplatz seit kurzem betreibt. Er hat auch einen Weingarten und von den Trebern hat er einen guten Grappa gebrannt. „Beste Grappa im ganzen Land!“, verkündete er stolz. Dann schenkte er ein. Der Schnaps war wirklich gut. Am nächsten Tag bat ich meine Frau vor der Abreise, sie soll dem jungen Mann zwei Flaschen von seinem Grappa abkaufen, der freut sich sicher und guten Schnaps kann man immer brauchen. Sie tat es und dann waren wir schon unterwegs in den Süden. Dort trafen wir auf einem Campingplatz gute Bekannte. Übermütig lud ich sie zu uns ein zu einem ausgezeichneten Grappa. Begeistert erzählte ich ihnen woher ich den Schnaps hatte. „Dieser Grappa ist was ganz besonderes, ein reines Naturprodukt aus der Region“, pries ich ihn an. Wir stießen an und tranken. Ich erwartete euphorische Lobsprüche. Doch die kamen nicht, nur höfliche, nichtssagende Floskeln und dann wurde das Thema gewechselt. Ehrlich, auch mir hat der Schnaps überhaupt nicht geschmeckt, eigentlich war er grauslich. Sind wir halt einem Betrüger aufgesessen und als ahnungslose Touristen reingelegt worden, meinte ich. Wochenlang haben wir diesen Alkohol mitgeführt, aber nie mehr davon getrunken. Meiner lieben Frau machte ich den Vorschlag, diesen Fusel daheim als Putzmittel im WC zu verwenden.

Der Zufall wollte es, dass wir auf der Rückreise wieder an diesem kleinen Campingplatz vorbeikamen und da es schon spät war, fuhren wir ihn an. Der junge Mann musterte uns erst neugierig und rief dann: „Sie haben bei mir vor Zeit Schnaps gekauft? Ja?“ Ich bejahte es. Da schlug er sich mit der Hand auf die Stirn und sagte: „Große Katastrophe ist passiert!“ Dann erzählte er: „Sie wollten von mir Schnaps kaufen. Ich habe Onkel angerufen und gebeten, Schnaps aus Keller zu bringen. Aber es war nichts in Flaschen abgefüllt. Der Onkel leerte zwei angefangene große Gefäße zusammen und hat davon Flaschen angefüllt und mir gebracht. Ich habe sie ihnen verkauft. Aber eines dieser großen Gefäße hat Tante dort hingestellt und da drinnen war verdünnte Essig. Onkel hat also Schnaps mit Essig gemischt und es nicht bemerkt. Später habe ich erkannt. Sie waren aber schon abgereist und ich nicht wissen, wo ich sie erreichen können. Große Katastrophe. Sie bekommen sofort neue Grappa, guten Grappa.“ Der war dann wirklich ausgezeichnet und mein Ärger über schnapsantschende Gauner, die ihr Produkt ahnungslosen Touristen verkaufen, versank im Grappa-Genuss. Denn ich hatte dem jungen Mann geglaubt.